

Droht die Dreiteilung unserer Gesellschaft?
Herausforderungen und Perspektiven für gesellschaftliche Kräfte

Aufgabenstellungen für kirchliches Handeln

Gerhard Wegner

Referat auf dem 5. Seminartag der Karl u. Louise Müller-Stiftung
am 21. März 2007 in der Evangelischen Fachhochschule Hannover

In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation ist von der Kirche zunächst einmal - wie von allen gesellschaftlichen Organisationen - politische Positionierung zu erwarten. Dies hat die evangelische Kirche insbesondere im Jahr 2007 auch mit der Denkschrift zur Armut in Deutschland und den Beschlüssen der EKD-Synode in Würzburg vollzogen¹. Sie hat in beiden Dokumenten und Beschlüssen sehr pointiert zur Situation im Wirtschafts- und Sozialbereich in Deutschland Stellung bezogen. Besonders bemerkenswert ist in dieser Hinsicht ein Dokument², das der Vorbereitung der Synode diente und in einem Vorbereitungskreis unter Vorsitz von Katrin Göring-Eckardt erarbeitet worden ist. In diesem Dokument heißt es:

„(4) ... Die Schere zwischen Reichen und Armen in Deutschland und weltweit geht immer rasanter auseinander. So stieg in Deutschland die Armutsrisikoquote von knapp 13 % im Jahr 1998 auf 17 % im Jahr 2005 – ein enormer Anstieg in nur 7 Jahren – und indiziert damit eine beträchtliche Zunahme von materieller Ungleichheit in unserem Land. Auch wenn zu erwarten ist, dass die Ungleichheit und das Armuts-Risiko wieder zurückgehen werden, wenn die Konjunktur anspringt, bleibt das Problem, dass sich der wirtschaftliche Erfolg nicht in einem ausreichenden Maße in bessere Teilhabemöglichkeiten für die Menschen umsetzt. Ja, die Folgen der Globalisierung haben sogar in manchen Bereichen spürbar negative Auswirkungen auf die Sicherheit von Arbeitsplätzen und Einkommen. Zudem hat die Chancengleichheit in unserem Land erheblich abgenommen: Es wird immer schwieriger, aus nicht-privilegierten Elternhäusern sozial aufzusteigen. Diese Situation ist nicht neu – sie scheint sich jedoch zu beschleunigen und gibt deswegen erheblichen Anlass zur Sorge um die Zukunft unseres wirtschafts- und sozialpolitischen Modells der sozialen Marktwirtschaft, mit dem nach dem 2. Weltkrieg sehr erfolgreich zugleich wirtschaftliche Dynamik und sozialer Ausgleich erreicht sowie gefährliche Spaltungen der Gesellschaft zwischen Reichen und Armen vermieden werden konnten.

¹ Vergl. zu beidem: Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland. Mit einer Kundgebung der Synode der EKD. Gütersloh 2006.

² Das Dokument wird abgedruckt in: Jahrbuch Sozialer Protestantismus 1. Band 2007, Gütersloh 2007.

(5) Zudem deuten sich in den öffentlichen Debatten erhebliche Verschiebungen in der Bewertung von Reichtum und Armut an. Manche erhoffen sich von einem wachsenden Auseinanderdriften von Armen und Reichen, Ausgeschlossenen und Eliten, Lösungen unserer Zukunftsprobleme, vor allem eine größere wirtschaftliche Dynamik – andere haben sich schlechterdings mit dem Vorhandensein von Armut und der zunehmenden Konzentration von Reichtum bei wenigen abgefunden. Gegen beides wenden wir uns mit Entschiedenheit und erwarten, dass konsequenter als bisher Reichtum transparent gemacht, für gesamtwirtschaftliches Wachstum genutzt und zur Bekämpfung von Armut eingesetzt wird. Materieller Reichtum ist ein wichtiges Mittel zur Entwicklung der Gesellschaft, darf sich aber nicht als Ziel verselbständigen. Wir plädieren nicht für materielle Gleichheit in der Gesellschaft, meinen aber dass das Ausmaß der Ungleichheit mittlerweile zu groß geworden ist und wirtschaftliche Entwicklung behindert. Wir wollen ein Land, in dem sich alle Menschen „auf Augenhöhe“ begegnen können, alle faire Chancen haben, auch höchste Positionen zu erringen, und niemand um ein Auskommen bitten muss. Wer dennoch Unterstützung braucht, muss sie solidarisch erhalten können.

(6) Mit dem „Gemeinsamen Wort“ des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ (1997) halten wir erneut fest: „Nur was die Lage der Schwächeren bessert, hat Bestand.“ („Gemeinsames Wort“ Ziffer 41) Reichtum hat nicht Wert in sich, sondern findet seine Berechtigung nicht zuletzt darin, in Wohlstand für alle umgesetzt zu werden. Dieses Ziel wird zurzeit in unserem Land nicht konsequent genug verfolgt. Dies wird zuletzt in der Denkschrift des Rates der EKD „Gerechte Teilhabe“ erneut unterstrichen. Weit mehr als bisher muss es Chancen für alle geben, Wohlstand zu erwerben und durch eigene Anstrengungen zum Gemeinwohl beitragen zu können. Zunehmender Reichtum in den Händen von nur Wenigen untergräbt dieses Ziel einer gerechten Gesellschaft.“

Soweit die klaren Äußerungen der EKD. Im Folgenden werden in dem betreffenden Text Vorschläge zur Änderung der Lage gemacht, bei denen eine chancengerechte Bildung für alle im Vordergrund steht, aber auch auf eine faire, wettbewerbsorientierte Wirtschaft hingewiesen wird. Die Sicherung öffentlicher Güter wird erwähnt bis hin zu Forderungen nach Demokratisierung in der Wirtschaft, die Sicherung von Mitbestimmung usw. Schon vor den entsprechenden Debatten der Synode wies die Denkschrift der EKD zum Thema „Armut“ sehr deutlich insbesondere auf die Bildungsbenachteiligung hin und sparte auch nicht mit prägnanten Worten, was die mangelnde Integration von Armen in die Kirchengemeinden in Deutschland anbetrifft.

Nun ist die Situation allerdings differenziert und kompliziert. Zurzeit erleben wir eine gewisse wirtschaftliche Stabilisierung, was zur Verringerung der Armutsrate schon in 2006 geführt haben wird und dieser Trend wird sich in 2007 mit ziemlicher Sicherheit

fortsetzen. Auch zeigt sich, dass viele Ängste, die in der Debatte zurecht artikuliert werden, eine gefühlte Bedrohung von vielen Menschen zum Ausdruck bringen – blickt man jedoch in die nüchternen Statistiken hinein, so ist eine Tendenz zum Absinken großer Teile der Mittelschicht in Armut nicht festzustellen. Wer über eine gute Ausbildung verfügt, der läuft trotz vieler gegenteiliger Aussagen nicht die Gefahr, plötzlich nach Hartz IV abzusinken und dauerhaft in Armut zu bleiben. Die Statistiken zeigen weiter, dass diejenigen, die eine gute Ausbildung haben, selbst dann, wenn sie nach Hartz IV abrutschen sollten, oft in kürzester Zeit sich daraus wieder herausarbeiten können. Die Situation einer Gesellschaft, in der lediglich ein Drittel gesichert, ein Drittel prekär und ein Drittel in Armut versunken wäre, lässt sich mit den gegenwärtigen Einkommens- und Teilhabestatistiken nicht belegen – was allerdings nicht besagt, dass es nicht Tendenzen und Trends in diese Richtung geben würde.

Es wäre aber auch in einer anderen Hinsicht falsch, die Risiken in Bezug auf Armut und Verelendung in der ganzen Gesellschaft angesiedelt zu sehen, weil damit die reale Bedrohung von bestimmten konkreten Gruppen in der Gesellschaft überdeckt werden würde. Fasst man es etwas grobschlächtig zusammen, dann ist es so, dass von Armut und Ausschluss vor allem die klassisch körperlich Arbeitenden und in dieser Hinsicht Geringqualifizierten, selbst wenn sie einen Berufsabschluss haben, bedroht sind. In einer klassischen Terminologie ist es die überkommene „Arbeiterklasse“, die in der gegenwärtigen hochqualifizierten Produktion keinen Arbeitsplatz mehr findet. Hier konzentriert sich die Problematik heutzutage und deswegen ist es auch nicht falsch, als Gegenmittel vor allen Dingen auf Qualifizierung und Bildung zu setzen, wohl wissend, dass damit längst nicht alle Probleme gelöst werden können. Wer sich mithin um die Armuts- und Ausschlussproblematik in der Gesellschaft kümmert, der muss vor allen Dingen auf diese Gruppe Acht haben und gezielte Hilfemaßnahmen in dieser Richtung in Gang setzen.

Hinzu kommt, wenn man nach der Aufgabe der Kirche fragt, noch etwas anderes; Es gibt viele gute, hochqualifizierte Arbeitsplätze, in denen Arbeitnehmer über Freiräume verfügen und weitaus mehr Möglichkeiten als früher haben, Arbeit und Leben zusammenzubringen. Ja, generell gilt aus meiner Sicht auch, weit mehr Menschen

als je zuvor führen heute ein aktives, selbstbestimmtes und in dieser Hinsicht freies Leben, nicht zuletzt ist die Lebenserwartung seit 1960 um 10 Jahre im Durchschnitt gestiegen. Die Arbeitswelt hat sich also enorm auseinanderdifferenziert. Es gibt Top-Arbeitsplätze, die diese Errungenschaften weitergeben, aber am unteren Ende gibt es eben auch ganz andere schlechte Jobs im Niedriglohnbereich, in denen es vollkommen anders aussieht und in denen die gestiegene Lebenserwartung noch überhaupt nicht angekommen ist. Die Situation bei den qualifizierten Arbeitskräften führt jedoch dazu, dass viele der betreffenden Arbeitnehmer nicht mehr viel von der alten Trennung von Arbeit und Leben oder Arbeit und Freizeit hören wollen und dementsprechend auch grundsätzliche rigide Arbeitszeitregelungen, die es ja früher überall gab, ablehnen. Damit verbunden ist oft auch eine gewisse Aversion gegen gewerkschaftliche Kontrolle, die einen Teil ihrer Fürsorge immer auch über das Durchsetzen von Arbeitszeitregelungen ausgeübt hat. Zur Lebenswelt vieler gehört im Übrigen in diesem Zusammenhang heute auch, dass man sich gerne und ausführlich in den innerstädtischen und Mallbereichen aufhält, Stichwort: „Shopping macht glücklich“, und deswegen überhaupt nicht mehr einzusehen ist, warum man am Sonntag hierauf eigentlich verzichten soll. Die entsprechenden Einsprüche von Gewerkschaften und Kirchen an dieser Stelle werden von vielen Menschen in dieser Hinsicht als Bevormundung und Einschränkung missverstanden.

Die Beschreibung der Situation der Menschen in diesen hochqualifizierten Bereichen gehört zur Selbstbeschreibung unserer gesellschaftlichen Situation dazu. Die christliche Vision ist in diesem Kontext eine der Versöhnung, des solidarischen Zusammenhalts zwischen Armen und Reichen, Kreativen und Armen, Mächtigen und Schwachen, insgesamt eine Solidarität auf der Grundlage geteilter Werte, die die Interessenwahrnehmungen der Menschen formen. Kirche agiert in der Gesellschaft als eine Werte formende und Werte prägende Gesellschaft und nicht als eine Interessenagentur von einigen Gruppen. Zu diesen Werten gehört auch die Parteinahme für die Armen und von Ausgrenzung Bedrohten. Christliche Vision besagt in dieser Hinsicht nicht, dass alle Menschen gleich sind, aber dass alle dazugehören und alle einen Platz in der Gesellschaft haben. Eine gerechte Gesellschaft im christlichen Sinne ist eine, in der jeder seiner und jede ihrer Bestimmung und ihrer Berufung gemäß leben können, d.h. ihre Berufung entdecken, sie entwickeln und sich mit ihr in die Kooperation mit allen anderen einbringen – wie

dies zuletzt in der Armutsdenkschrift der EKD gleich zu Beginn entfaltet worden ist. Zur gegenwärtigen Situation gehört auch eine Wiederentdeckung dieser berufungstheologischen Gerechtigkeitsargumentation. Dies hat sicherlich damit zu tun, dass sie in besonderer Weise den Anspruch auf Individualität mit dem gesellschaftlicher Gerechtigkeit überein bringen kann.

Hinter dieser Vorstellung von Berufung steckt christliches protestantisches Arbeitsethos. Arbeit ist natürlich Mühe und Schweiß, aber Arbeit ist auch weit mehr, nämlich Teilhabe an Gottes schöpferischer Kraft, Mitschöpfertum. In der Arbeit verwirkliche ich, was ich bin: ein „von Gott mit mir selbst beschenkter Mensch“, um Eberhard Jüngel zu zitieren.

Und dass ich dies kann, meine Berufung erkennen, ausbilden und mich mit ihr in der Gesellschaft einbringen, dazu brauche ich Chancen, Möglichkeiten in der Bildung und Ausbildung und natürlich in der Arbeit. Notwendig ist die Schule für alle und die Wirtschaft mit allen. Um beides könnte es wesentlich besser bestellt sein, insbesondere in der Bildung, wenn es nicht in den vergangenen zwanzig Jahren beträchtliche Fehler gegeben hätte. Die Schwierigkeiten, mit denen wir zurzeit konfrontiert sind, sind aus meiner Sicht nicht pauschal der Globalisierung geschuldet, sonder haben mit ausgemachten fehlenden Umbaumaßnahmen in der Gesellschaft zu tun.

Arbeit hat zudem etwas mit Hingabe zu tun. Sich aktiv hingeben für die anderen Menschen ist die christliche Arbeitsauffassung: „Work is love, made visible“, das ist eigentlich die Vision, die es zu leben gilt. Sie ist eine Vision, die kritisch gegenüber der gegenwärtigen Ökonomisierung und Verzwecklichung von Arbeit steht. Es ist eine Vision, die den eigenen effizienten Gabeneinsatz mit Sinn verbindet.

Was es generell in der Kirche braucht, ist mehr theologische Phantasie, die sich mit exemplarischem Lernen in bestimmten Feldern verbindet, um den Titel des berühmten Buchs zur Arbeiterbildung von Oskar Negt³ zu zitieren. Es geht darum, die christlich-religiösen Visionen an exemplarischen Fällen durchzubuchstabieren und durch zu leben: Was heißt es z.B., mit Arbeitslosen die Bibel zu lesen? Was

³ Oskar Negt: Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie und Praxis der Arbeiterbildung. Frankfurt a. M 1974 u.ö.

bedeutet es für sie, 1. Kor. 13 wahrzunehmen?⁴ Aber auch: Was bedeutet ebendies für die Kreativen in der Wirtschaft oder gar die leitenden Manager? Ein Beispiel nur: Jörg Knoblauch, Chef der Firma Tempus, äußert sich während einer Andacht in Berlin zu der Frage „Wem gehört eigentlich mein Betrieb?“ und dekliniert durch: „Mein Betrieb gehört nicht den Shareholdern, mein Betrieb gehört nicht den Arbeitnehmern, mein Betrieb gehört nicht mir. Nein, mein Betrieb gehört Gott und ich bin sein Intendant.“ Was bedeuten solche Glaubensaussagen für die tatsächliche Gestaltung von Arbeitsverhältnissen, welche Form von Mitbestimmung oder Gewinnbeteiligung müsste mit ihnen einhergehen? Darüber müsste mehr als bisher nachgedacht werden. Die theologische und religiöse Phantasie gilt es im Blick auf die Menschen zu entwickeln, mit denen wir es zu tun haben, ja, mit ihnen gemeinsam. In der Armutsdenkschrift der EKD ist in der These 144 gesagt, dass es immer darum gehen muss, nicht an den Schwächen der Armen, sondern an ihren Stärken anzusetzen und deswegen Begegnungsebenen zu finden, auf denen auf Augenhöhe mit ihnen kommuniziert werden kann, so z.B. mit ihnen zu feiern. Seltsamerweise ist diese These gerade aus Kreisen der Diakonie immer wieder kritisiert worden. Aber genau darum geht es doch: ein gemeinsames Leben in der Kirchengemeinde zu entwickeln, in dem die Grenzen überwunden werden.

Was können diese allgemeinen Bemerkungen nun für die Praxis heißen? Dazu drei Ausführungen:

1.

In den letzten Jahren hat es einen großen Kreativitätsschub in der Wirtschaft gegeben. Den Arbeitgebern ist es durch vielfältige Organisationsänderungen gelungen, viel mehr von den inneren Ressourcen der Arbeitnehmer kreativ zur Produktoptimierung freizusetzen. So findet man in Teilen hochqualifizierter Arbeitsplätze heute Dynamiken in den Teams, die einen zum Staunen bringen können. Es wird mit Leib und Seele gearbeitet. Die Trennung zwischen Arbeit und Leben fällt dahin. Früher gab es eine klare Trennung zwischen der industriellen Arbeitswelt, die ganz anders war als die Arbeitswelt in der Kirche, weswegen Praktika nötig waren, um die Distanz zu überwinden. Heute haben sich aber die

⁴ Vergl.: Gerhard Wegner: „Gott ist eine Kraft, die man entwickeln und praktizieren kann.“ Arbeitslose lesen die Bibel. In: Rainer Lingscheid und Gerhard Wegner (HG): Aktivierende Gemeindearbeit. Stuttgart, Berlin, Köln 1990, S. 131.

Arbeitswelten deutlich angenähert. Nun stellen sich neue Probleme ein: Wie kann man mit den neuen Freiheiten fertig werden, wie sich selbst steuern unter den Bedingungen von Zielvereinbarungen und Vertrauensarbeitszeiten, wie mit dem eigenen Bedürfnis, sich mit seiner Arbeit zu identifizieren, klarkommen, wenn der Job nur befristet ist? Die Emotionsschübe auf der Arbeit sind sehr viel größer geworden: Zufriedenheit reicht in vielen Jobs nicht mehr aus, gefordert ist Hingabe und Begeisterung, aber dies alles oft nur für kurze Dauer.

Damit stellen sich neue Fragen an Theologie und Seelsorge, die von den betreffenden Menschen auch artikuliert werden. Was treibt mich eigentlich an auf der Arbeit? Was arbeitet in mir, wenn ich arbeite? Was leitet mich, wenn ich leite? Wer bin ich überhaupt in all diesen Bezügen? Woran kann ich mich festhalten und womit identifizieren, wenn sich die konkrete Arbeit immer wieder entzieht? Es stellen sich neue Formen der Gefährdung des Menschseins ein. Wie bildet sich unter diesen Bedingungen ein stabiler Charakter und eine handlungsfähige Identität heraus. Nüchtern analysiert handelt es sich bei diesen Prozessen um Vorgänge der realen Subsumtion der Arbeitskraft unter das Kapital gegenüber der noch vor zwanzig/dreißig Jahren lediglich formellen Subsumtion der Arbeitskraft, d.h. ihrer nur äußerlichen Nutzung. Nunmehr werden sozusagen auch die inneren Energien und Antriebskräfte, die Glückserwartungen der Menschen, auf den Arbeitsplätzen mit formatiert und genutzt. Das „Gold in den Köpfen und Seelen“ der Menschen soll wirtschaftlich Ertrag bringend umgesetzt werden.

Im Blick auf diese Gruppe stellen sich weniger strukturelle Aufgaben von Seiten der Kirche. Auch politische Positionierungen sind nicht einfach. Den Gewerkschaften, den Parteien fällt es schwer, die Menschen in diesen Bereichen so anzusprechen, dass sie sich an sie binden. Was es braucht, ist qualifizierte seelsorgerliche Begleitung, die die Gefährdungen des Menschseins ernst nimmt und kompetente Beratung und Betreuung anbietet.

Dass es sich bei dieser Seelsorge nicht um Lappalien und Nettigkeiten handelt, soll durch einen Verweis auf eine der drastischsten Versuchungsgefährdungen deutlich gemacht werden, die sich in der großen deutschen Literatur, vor allem in der Faust-Gestalt findet. Und zwar geht es mir an dieser Stelle um den Roman „Dr. Faustus“

von Thomas Mann, der diese Situation in der Gestalt des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn auf den mythologischen Begriff bringt. Es geht hier um das Versprechen höchster Kreativität und Energieentfaltung aus dem Verkauf seiner Seele⁵.

Originalton des Leibhaftigen:

„Denn wir liefern das Äußerste in dieser Richtung: Aufschwünge liefern wir und Erleuchtungen, Erfahrungen von Enthobenheit und Entfesselung, von Freiheit, Sicherheit, Leichtigkeit, Macht- und Triumphgefühl, dass unser Mann seinen Sinnen nicht traut, – eingerechnet noch obendrein die kolossale Bewunderung für das Gemachte (...) –, die Schauer der Selbstverehrung, ja des köstlichen Grauens vor sich selbst, unter denen er sich wie ein begnadetes Mundstück, wie ein göttliches Untier erscheint (S. 310). Was er täte, wäre nicht mit Gott, der dem Verstande zu viel zu tun lässt, sondern nur mit dem Teufel zu vollbringen, „dem wahren Herrn des Enthusiasmus“ (S. 319). „Ist wirklich nicht, was wirkt, und Wahrheit nicht Erlebnis und Gefühl? Was dich erhöht, was dein Gefühl von Kraft und Macht und Herrschaft vermehrt, zum Teufel, das ist die Wahrheit – und wäre es unterm tugendlichen Winkel zehnmal eine Lüge“ (S. 326). Es gibt nur zwei Verfasstheiten, Charaktere, die dieser Exaltiertheit gerecht werden: extreme Kälte und eine Glut, die den Granit zum Schmelzen bringt (S. 331). Und die Bedingung ist: „Liebe ist verboten, insofern die wärmt. Dein leben soll kalt sein – darum darfst du keinen Menschen lieben (...) Kalt wollen wir dich, dass kaum die Flammen der Produktion heiß genug sein sollen, dich darin zu wärmen. In sie wirst du flüchten aus deiner Lebenskälte...“ (S. 335)

Es schaudert einem fast, wenn man das hört. Das Böse in der Gestalt höchster Kreativität. Genau das ist die Versuchung unserer Zeit: Höchste Kreativität und Macht, Begeisterung, Rausch der Tatkraft – aber der Verlust der Liebe, all dessen, was wärmt. Hier ist das auf die Kunst bezogen: Es geht hier um den Künstler, der der Bruder des Verbrechers und Verrückten sei (S. 318). Es ist verblüffend, dass die beiden Charaktere, die Thomas Mann hier darstellt: den vollkommen coolen Macher und den charismatischen Verführer - genau die zwei Charaktertypen bezeichnen, die heute in der Managementforschung in den Managementtypen entdeckt werden. Die Bedrohung der eigenen Seele, die hier so mythologisch angesprochen wird, ist etwas

⁵ Thomas Mann: Dr. Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde. Frankfurt a. M. 1990 u.ö.

sehr Reales, denn wer davon befallen ist, zerstört seine lebensweltlichen, sinnlichen Beziehungen zu den anderen Menschen, was hier damit zum Ausdruck gebracht wird, dass er nicht mehr lieben kann.

Diese Sätze von Thomas Mann klingen pathetisch und sind wahrscheinlich für viele viel zu „groß“ formuliert⁶ – ich denke aber, dass wir in der Kirche in unserer Verkündigung oft viel zu kleinmütig und zu trivial argumentieren und so die Herzen und Ohren der betreffenden Menschen nicht mehr erreichen können. Wo tritt denn in unserer Verkündigung der Leibhaftige überhaupt noch einmal auf? Wie können wir aber vom leidenschaftlich liebenden Gott reden, wenn wir den Teufel aus dem Blick verloren haben?

2.

Nun zur anderen Seite, denen am Rande der Gesellschaft, den Armen und Ausgeschlossenen. Nach den vorliegenden Studien, die wir an unserem Institut auch diskutiert haben, muss man wahrscheinlich davon sprechen, dass ein Sechstel der Gesellschaft zu den Armen, vielleicht ein weiteres Sechstel zu den prekär Beschäftigten gehört. Unser gesellschaftliches System, so wie es im Augenblick gebaut ist, verhindert offensichtlich nicht nur keine Armut, sondern trägt zu ihrer Verschärfung bei. Dies hat erkennbare Gründe in der Vergangenheit. Sie sind zum größten Teil hausgemacht und nicht durch Verweis auf Globalisierungsprobleme o.Ä. zu entschuldigen. Andere Länder schneiden in dieser Hinsicht wesentlich besser ab als Deutschland.

Aber deutlich ist, dass die besseren Teilhabe-Positionen, vor allen Dingen in der Wirtschaft, längst monopolisiert und vergeben sind, und diese Struktur reproduziert sich in der Bildung. Gerade an dieser Stelle kann jedoch die Kirche und können die Kirchengemeinden eine Menge tun, indem sie sich gegenüber den Armen, die in ihrem Bereich leben, öffnen und sie an ihrer Arbeit beteiligen und nicht nur betreuen. Die Armutsdenkschrift der EKD hat in dieser Hinsicht sehr deutlicher Sätze gesagt. Ein besonderes Handlungsfeld müssen die eigenen Bildungseinrichtungen, so insbesondere die Kindergärten sein. Sie sind der Ort, an dem Kinder zum ersten Mal in ihrem Leben mit gesellschaftlichen Institutionen in Berührung kommen, und wenn

⁶ Im Kontext von Thomas Mann wird mit ihnen das deutsche Volk in der Zeit seiner Verführung charakterisiert.

sie an dieser Stelle Stigmatisierung und Ausgrenzung erfahren, ist diese Erfahrung später nicht mehr auszugleichen. Entsprechende Stigmatisierung geht von anderen Kindern aus, die in dieser Hinsicht ausgesprochen grausam sein können. Sie geht aber auch oft ungewollt und überhaupt nicht böse gemeint von Personal aus, das sich selbst an humanistischen Idealen orientiert, denen arme Kinder eben gerade nicht entsprechen und die deswegen in einer im Prinzip durchaus gut gemeinten Weise, aber dennoch um so deutlicher diskriminiert werden. Kinder aus sozial schwachen Verhältnissen wehren sich dann dagegen und zeigen ein künstlich-übertriebenes Selbstbewusstsein, um sich zu schützen, wenn sie z.B. die Nichtteilnahme an einer kostenpflichtigen Schulspeisung dadurch begründen, dass sie sagen: „Mir schmeckt das Essen zu Hause besser.“

Arme Menschen zu integrieren, verändert Kirchengemeinden, und zwar vor allen Dingen was die in ihnen praktizierte Körperlichkeit anbetrifft – davor aber schrecken die herkömmlich kleinbürgerlichen Kirchengemeinden selbstverständlich zurück und halten deswegen die betreffenden Menschen lieber außen vor. Auch hier gilt, dass dies umso deutlicher passiert, desto mehr sich diese Kirchengemeinden bestimmten hochbewerteten humanistischen Idealen verpflichtet fühlt. Oskar Negt hat zusammen mit Alexander Kluge den Ausgrenzungseffekt, den das unreflektierte Festhalten an solchen Idealen hat, schon vor vielen Jahren deutlich gemacht.⁷ Hier werden Ursache und Wirkung verwechselt: Das, was es erst zu vermitteln gilt, wird als bereits vorhanden unterstellt – was aber faktisch die Kinder der besser Gebildeten bevorzugt.

Kinder brauchen in den Kindergärten sichere Bindungen, klare Strukturen und Regeln, in denen sie die Wertschätzung der eigenen Fähigkeiten und ihrer selbst erfahren können. Sie brauchen Anerkennung, das gute Gefühl, selbst etwas bewirken zu können. Anders gesagt, es geht um Befähigung, überhaupt selbst Verantwortung zu übernehmen durch ein gezieltes Fordern und Fördern in der pädagogischen Arbeit der Kirche. Nur so bildet sich Selbstvertrauen heraus. Allerdings sind wir – das muss man nüchtern sagen – von entsprechenden gezielten Aktionen in dieser Hinsicht noch weit entfernt. Die Diakonie der EKD hat eine sehr gute Arbeitshilfe über sozial schwache Kinder in Kindergärten herausgegeben. Ihre

⁷ Vergl. Oskar Negt und Alexander Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a.M. 1972 u.ö.

Umsetzung harrt allerdings in vielen Bereichen noch der Realität. Auch könnten die pädagogischen Investitionen der Kirche, insbesondere die Übernahme von immer mehr Schulen im Osten, in dieser Hinsicht Zeichen setzen. Faktisch jedoch werden vor allem Gymnasien übernommen, was als Beitrag zur Elitebildung verständlich ist aber im Blick auf Armutsprävention bisher wenig leistet. Auf keinen Fall darf sich die Kirche aus der Verantwortung für das öffentliche Bildungswesen herausziehen und sich nur noch auf die privilegierten eigenen Bereiche konzentrieren. Der Zug fährt allerdings in genau diese Richtung.

3.

Abschließend die Vision. Im „Gemeinsamen Wort“ von 1997⁸ sind „Allianzen der Solidarität“ gefordert worden und solche Allianzen bleiben nach wie vor gefragt. Was es heute braucht, sind Bündnisse, z.B. für Bildung und Erziehung in Stadtteilen und Dörfern und da könnten Kirchengemeinden viel mehr als bisher tun. Die Erwartungen an Allianzen der Solidarität gehen aber noch weiter. Es ist damit zu rechnen, dass das Leben von uns allen unsicherer wird. Die Flexibilitätsanforderungen nehmen zu. Dagegen muss auf der anderen Seite besser als bisher soziale Sicherheit nachwachsen. Es braucht intelligente Kombinationen von Flexibilität und Sicherheit.

Was es in diesem Zusammenhang vor allem braucht ist innere Stärke, innere Freiheit, Kraft aus dem christlichen Glauben. In diesem Bereich liegt die Kernkompetenz der Kirche. Es geht um so etwas wie „geistliches Empowerment“. Das Beste, das wir in der Kirche tun können, ist deswegen zu bezeugen, was uns trägt, die Kraft, aus der Glaube, Liebe, Hoffnung kommen. Das Beste, was wir tun können, ist es deswegen Gottesdienste zu feiern, die Menschen Kraft geben, durch die Woche zu kommen und mit ihrem Leben zurechtzukommen. Gottesdienste, die man deswegen, ob reich oder arm, nicht versäumen will, weil es in diesen Gottesdiensten die Verbindung zu dem gibt, was alles prägt und zusammenhält.

Wie singt Xavier Naidoo: „Und es wäre mein Ende, wenn ich diese Verbindung verlier.“ Darum geht es.

⁸ Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland. Hannover und Bonn 1997